Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur

Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte

Band: 9 (1929-1930)

Heft: 10

Rubrik: Kultur- und Zeitfragen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

politische Wetten eingehen will, soll sein Geld abwechselnd auf die Ställe Tardieu und Daladier setzen, mit Paul-Boncour als Outsider.

Paris, Mitte Dezember 1929.

A. Pütz.

Kultur- und Zeitfragen

Chardin.

Es jährte sich diesen Monat zum 150. Mal der Todestag eines Malers, dessen Kunst auf ihm sehr angemessene, wunderbare Weise nie Mode wurde und die doch alle, die ihn je lieben gelernt haben, als einen unvergleichbar köstlichen Besitz in sich tragen. Dieser Maler ist Jean-Baptiste-Siméon Chardin. Er lebte von 1699 bis 1779, erfüllte also den eigentlichen Raum des achtzehnten Jahrhunderts, dessen letzter Grundzug doch angstvolles Spiel, Oberflächensucht aus dumpfem Entsetzen über die dräuende Tiefe, Unwesentlichkeit aus ahnendem Grauen vor dem Wesen war. In diesem Jahrhundert lebte Chardin. Man ist versucht, zu glauben, ihm sei beschieden gewesen — ihm unter ganz Wenigen, vielleicht ihm allein sogar —, allen Unsinn seiner Zeit, ohne Krampf und Kampf, mit der Lauterkeit seines kindlich starken Geistes in Sinn zu verwandeln. So war es ein Jahrhundert vorher den Brüdern Lenain ebenso selbstverständlich gelungen, ungeblendet vom Licht des Sonnenkönigs, jenem damals stummen Frankreich, dem Frankreich der Bauern, ein Gesicht zu geben: wie nun im achtzehnten Jahrhundert Chardin dem nunmehr stummen Frankreich, den Sachen und dem ihnen gehörenden Bereich der Menschen ihr Wesen gab.

Wir besitzen nicht sehr viele Bilder von Chardin. Und dieses eher bescheidene Lebenswerk ist auch in seinem Stoffe beschränkt. Einige Bildnisse, einige häusliche Szenen, eine Frau an ihrer Hausarbeit, ein Kind in seinem Spiel, eine Mutter mit ihren Kindern, alle Menschen immer irgend einer beschaulich ihr Recht fordernden Arbeit hingewandt — und dann vor allem Stilleben: Früchte, Wildpret, Geschirr, alle möglichen Instrumente: das ist die kleine Welt, die Chardin mit seiner Form begnadet hat.

Er arbeitete schwer. Ein Jahr für ein Bild war ihm nicht zu lang. Und doch war kein aufrührerischer Kampf in seinem Werben um die Dinge. Es war ein ganz stilles, wortloses Lieben der Dinge. Eine demütig unersättliche Anbetung der Welt, die ihm nichts Weltliches war. Ihm mochte es wohl widerfahren, daß er ein Bild nicht zu Ende führen konnte, weil die Dinge, Eßwaren etwa, selber allzu ungeduldig der Verderbnis zuschritten. Und waren sie gestorben, bevor sie im Bilde das Leben wiedergewonnen hatten, so forderte es des Malers Wahrhaftigkeit, dem Tode sein Recht zu lassen. Nie bog er die Natur zu seinem Willen um: er überzeugt sie von seiner Liebe, und in dieser Liebe nahm sie die Form seines zarten und großen Geistes an. „Man malt nicht mit Farben," sagte dieser um alle Kostbarkeit der Farbe wissende Künstler einmal, „man malt mit dem Gefühl".

Die Menschen Chardins sind nie müßig. Ihre Hände haben eine adlige Dienstbarkeit. Eine Frau, die ihr Kind zum Beten anhält bei Tisch, eine Magd, die Gemüse putzt, eine andere, die schwer beladen ihre Einkäufe heimbringt, ein Knabe, der mit einem Kreisel spielt, ein Mädchen, das andächtig Kirschen zählt, das sind Vorwürfe, wie sie Chardin liebt. Aber welch seltsame Hingebung an die Arbeit, an das Spiel in diesen Menschen! Sie sind ganz dabei und doch ganz anderswo. Chardin faßt sie in jenen seltenen Augenblicken, da der Mensch so sehr in sich gesammelt ist, daß ihm sein klares, ungetrübtes Ich begegnet wie eine fremde Wirklichkeit. So ruhig sind seine Menschen geworden, daß sie plötzlich des Tones hellhörig werden, den ihr Wesen, und nur das ihre, in den großen Ton der Welt hineinklingt. Daher das versunkene Lauschen in all den

Gesichtern, daher ihr in aller Zeitlichkeit Ewiges. Männer sind vielleicht zu stark in der Tat befangen, als daß Chardin in ihnen das Geschöpf Mensch malen wollte; Frauen aber haben oft dieses zarte Verlorensein in sich selbst ohne alle Romantik, und Kinder gar sind noch in allem nur sie selbst. Drum malt sie Chardin, die Frauen und die Kinder.

Aber es gibt noch eine inbrünstigere Stille, das ist die Stille der Dinge. Ein Stilleben von Chardin, ist das nicht Offenbarung der geheimen Zwiesprache, die die Dinge unter sich pflegen? Man hat schon mit Erfolg versucht, seine Stilleben in geometrische Gesetze erklärend aufzulösen. Das ist so richtig, wie es richtig ist, daß Musik und Mathematik unzertrennlich sind. Es muß doch wohl so sein, daß der Mensch nur fromm genug den Dingen gegenüber fühlen muß, um in ihnen die Herrschaft der selben Kräfte zu entdecken, die auch seinen Geist lenken. Die Frage nach der Absichtlichkeit der Kunst löst sich selber bei Chardin in dem geheimnisreichsten Doppelsinn. Die Wirklichkeit ist ihm, was sie aller wahren Kunst bedeutet, ein ernstgenommener Vorwand.

Wußten wir je, was ein Krug war, vor Chardin? Wußten wir, welch anmutig schöne Alltäglichkeit ein Bund Gemüse haben kann? Wußten wir, wie kostbar selbstverständlich ein Ei seine Form offenbaren kann? Wußten wir überhaupt, daß alles ist, auch die kleinen, ewig untertanen Dinge, daß sie sind, daß sie leben, zart, scheu und dem Andächtigen doch zutraulich? — Nein, erst Chardin hat uns diese klaräugige Lieblichkeit der Lebensfülle gelehrt: er, der seinen Schülern immer wieder Sanftmut predigte. „De la douceur, de la douceur!“ Sanftmut! — denn scheu ist die Seele der Dinge. Und schrecklich ist das Wesen der Kunst. Chardin selbst entwaffnete diese Schrecklichkeit mit seiner begnadigten Andacht — aber er wußte tief um die Tragik des Künstlers. Ein Sohn war ihm geboren, begabt und zum Untergang bestimmt. Über ihn sprach der Vater das schwere Wort: „Wenn man die Schwierigkeit der Kunst überhaupt nicht empfindet, so wird man nichts Stichhaltiges leisten. Wenn man sie aber zu früh empfindet, dann wird man überhaupt nichts leisten.“ Die wortlose Vollendung von Chardins Malerei ließ den Sohn um einen Endbegriff der Kunst so auswegslos wissen, daß es des Geistes des Vaters bedurft hätte, um dies Wissen in Schaffen zu erlösen.

De la douceur, messieurs! — Wir denken an das Wort Nietzsches, unerreichbar sei das Schöne allem heftigen Willen.

Elisabeth Sulzer.

Bücher-Rundschau

Eine neue Geographie der Schweiz.

Wenn in diesen Blättern auf das Erscheinen des groß angelegten, auf drei Bände mit insgesamt etwa 2000 Seiten (laut Prospekt) berechneten Werkes **Geographie der Schweiz** von **Dr. J. Früh,** ehemaligem Professor der Geographie an der E. T. H. in Zürich, aufmerksam gemacht wird, so geschieht dies aus mehrfachen Gründen. Daß diese Geographie der Schweiz ein bedeutendes, in hochragendem wissenschaftlichem Geiste und tiefgründiger, den gewaltig umfangreichen Gegenstand erschöpfender Feinarbeit geformtes und abgerundetes Werk ist, verbürgen des Verfassers Ruf und Name und die in lebenslanger Beschäftigung mit der Materie gewonnene Ausreifung und Abklärung. Aber sie ist zugleich ein vaterländisches Werk großen Stiles, von der Uranlage in der Stoffdisposition so erfaßt. Vorerst und äußerlich deshalb, weil es unsere Schweiz in ihrem geographischen Sein und Werden behandelt, viel mehr aber innerlich, darum, daß es nicht in abstraktem Sinne nur für das geistige Niveau der Sphäre der Berufsgeographen geschrieben wurde. Denn es spannt weiter und wendet sich in verständlicher Sprache, in Aufzeigung der Tatsachen und Begriffe,